

Mit Distanzsim

Isabelle Huppert überzeugt als „Klavierspielerin“

Cristina Nord*

Der Blick der Erika Kohut ist ein Starren, so ungerührt, dass man sofort versteht, warum im Auge der Distanzsim wohnt. Manchmal geht dieser Blick durch die Menschen hindurch, manchmal bieten sie ihm mehr Widerstand, dann will er sie durchbohren. Kaltem Begehren gibt er Ausdruck, einer Lust, der alles Körperliche fehlt. In ihr rührt und regt sich weiter nichts. Doch schauen muss sie trotzdem.“

Erika Kohut ist die Hauptfigur in *Die Klavierspielerin*, einem 1983 erschienenen Roman von Elfriede Jelinek, und sie ist die Hauptfigur des gleichnamigen Filmes von Michael Haneke.

Zur Konzertpianistin hat sie es nicht gebracht, deshalb unterrichtet sie, autoritär und eifersüchtig aufs Talent ihrer Schüler.

Obwohl sie „auf das Ende der Dreißig“ zugeht, teilt sie mit der Mutter Wohnung und Schlafzimmer. Dass die Tochter nichts tut, was der Mutter missfällt, darauf achtet diese mit Eifer. Das gilt vor allem für Kontakte zum männlichen Geschlecht. Trotzdem treibt sich die Tochter herum, geht in Peepshows, lässt sich mit einem Schüler ein.

Gut kann all dies nicht ausgehen, dafür bürgt Elfriede Jelinek. Hat sie doch ein Faible für Frauenfiguren, die sich selbst ins Unglück setzen. Sie tun dies aus eigener Dummheit, nicht aber aus eigenen Stücken. Es sind die Verhältnisse, die es nicht anders gestatten. Also schneidet sich Erika Kohut mit einer Raiserklunge in ihr Geschlecht, peinlich bedacht, dass kein Tropfen Blut in der Badewanne ihr Tun verrät.

Haneke besetzt diese Rolle mit Isabelle Huppert. Das ist sein Glück. Denn die Distanz, die Erika Kohut zwischen sich und die Menschen packt, diese Distanz ist wie geschaffen für Isabelle Huppert. Deren Gesicht wirkt oft, als sei die Haut aus Milchglas: eine Fläche, hinter der die Figur unwiderruflich isoliert ist. Einmal, als sie der männlichen Hauptfigur eine ihrer Unterwerfungsfantasien eröffnet, nehmen ihre Wangen einen roten Ton an. Die Färbung lässt sich als Zeichen von Erregung lesen, als ein entferntes Gefühl, das wie versiegelt unter der Hautschicht liegt.

**Isabelle Hupperts
Gesicht wirkt oft, als
sei die Haut aus
Milchglas: eine Fläche,
hinter der die Figur
unwiderruflich
isoliert ist.**

Haneke opfert in der Verfilmung vieles, was im Roman prominent ist: etwa den Diskurs über Geschlechterrollen. Der rauscht durch den Text, damit niemand auf den Gedanken kommt, Leid und Bosheit der Erika Kohut seien Privatsache. Doch diese Verfahren gehören zungängig zu einer Literaturverfilmung, sobald es sich bei der Vorlage um einen Text von solcher Qualität handelt. Hanekes Film wiegt es auf. Es gelingt ihm, die neurotischen Kurzschlüsse und Fehlschaltungen zwischen Schauen, Fühlen, Berühren und Berührtwerden sowohl als Sujet zu behandeln, als auch sie in der Interaktion zwischen Leinwand und Zuschauerauge zu evokieren. Zu diesem Zweck erzählt er manchmal psychologischer, als es Jelinek gefallen könnte. Er täuscht die Möglichkeit von Empathie an, nimmt diese aber anschließend zurück. Manchmal ist das qualvoll. Aber schauen muss man trotzdem.

* *Filmredakteurin der „faz“*